

EIN ESCU UNTER DEUTSCHEN – EWIG FREMDER ODER ÜBERALL ZUHAUSE?

Bekenntnisse eines rumänischen Lenaschülers oder vom Glück einer Minderheit anzugehören

Ich heiße Razvan Georgescu. Ich bin Lenauabsolvent des Jahrgangs 1984 und außer mir spricht keiner Deutsch in meiner Ursprungsfamilie. Selbst meine in Paris lebende Zwillingsschwester hat das mühsam erlernte Lenaudeutsch nach eigenem Bekunden mangels Gelegenheiten und Bedarfs vollends aus Ihrer Erinnerung ausgelöscht. Sie heißt nun Bérariu, mit mächtig gerollten RRRs und einem „accent aigu“ auf dem ersten „e“. Ich heiße weiterhin Razvan Georgescu doch mittlerweile drehe ich mich auch um, wenn jemand Gheorghesku oder Ratzfan oder sogar Raffzahn und ganz schlimm! - Ceausescu [*Tscháu-tsches-ku:*] nach mir ruft.

Wie kam also ein durch und durch -Escu zu seinem „Deutschtum“ und was bedeutet dies für ihn? Anders gefragt: Wie wurde aus einem Escu mit einem phonetischen „C“ ein Escu mit einem gefühlten „K“? Ist diese Endung Makel oder Chance, Fluch oder Segen in einem fremden, in einem deutschen Umfeld?

Heute, da es fast nur Escus in Temeswars deutschen Bildungseinrichtungen gibt, könnten diese Fragen vielleicht auch andere herausfordern. Vor fünfunddreißig Jahren war ein Escu unter den Lenaudeutschen allerdings eher ein Exot, eine echte rara avis.

Die Entscheidung, deutsch zu lernen traf ich nicht selbst, sondern meine Eltern. Damals wie heute galt Mehrsprachigkeit unter den rumänischen Intellektuellen als erstrebenswert und auch ein bisschen schick. Anders als heute aber standen früher weniger berufliche oder wirtschaftliche Überlegungen im Vordergrund, sondern vielmehr ein kultureller Konsens: Deutsch gehörte einfach zu einer umfassenden Bildung und zum guten Ton. Zumindest bei meiner musikalisch geprägten Familie standen Bach und Brahms, Richard Strauss und Robert Schumann immer hoch im Ansehen. Folgerichtig schickte man mich und meine Zwillingsschwester in den deutschen Kindergarten.

Ich muss zugeben, ich war nicht begeistert. In einer Zeit, in der Timisoara noch ein echtes multiethnisches Stadtgebilde war, das nach einem althergebrachten und mir bis heute nicht ganz erschlossenem Muster prima funktionierte, stellte der deutsche Kindergarten für mich dennoch einen Kulturschock dar. Zum ersten Mal erfuhr ich hier vom grausamen Schicksal Struwwelpeters und seiner Genossen. Daumen abgeschnitten, bei lebendigem Leibe verbrannt, blutig gebissen, beinahe ertrunken usw.... Wo um Himmels willen waren wir da gelandet?! Waren das – deutsche – Erziehungsmethoden?! Als dann die Erzieherin, eine barocke, zweihundert Pfund schwere Banater Schwäbin, uns trösten wollte und meiner Schwester und mir – zunächst auf Rumänisch, denn das verstanden wir besser - das Märchen von Hänsel und Gretel erzählte, war es um uns geschehen. Wir empfanden die Geschichte regelrecht als Körperverletzung. Zwei ausgesetzte Kinder (!), einsam und verloren im deutschen Walde, versuchen sich alleine zu helfen. Sie töten auf grausame Art und Weise eine vermeintlich liebe alte Frau, die sich als Hexe outet, um den Weg zurück nach Hause zu ihren Eltern zu finden.... . Es ist ein Wunder, dass unsere kindliche Assoziationsfreude im weiteren Verlauf des Tages nicht das Schicksal der schwäbischen Erzieherin besiegelte!

Und so begann mein Leben als Pendler zwischen zwei Luftblasen: Zuhause lebte ich in der rumänischen Intellektuellenfamilienblase umgeben von Musik und schönen Büchern, im Kindergarten in der mir noch fremden Luftblase deutscher Gemeinschaft, umgeben vom rauen Charme ihrer Sprache. Heute denke ich, dass diese - meine damalige - Wirklichkeit im Kontext eines real repressiven kommunistischen Systems irgendwie unreal anmutete.

Die Herausforderungen gingen währenddessen für mich munter weiter: in der „scoala mica“ der Lenausschule galt es plötzlich, diese komplizierte und ungemütliche Sprache auch noch zu schreiben und den kompletten Unterricht auf Deutsch durchzustehen. Das alles überforderte mich. Ab der zweiten Klasse fing ich an, meine Nägel zu kauen. Da schreckte Struwwelpeter schon nicht mehr ab!

In der Schule spürte ich recht bald, dass ich als waschechter Rumäne plötzlich in der absoluten Minderheit war. Umgeben von deutschen, ungarischen, von einigen wenigen rumänischen, von katholischen, evangelischen oder jüdischen Kollegen war ich damit beschäftigt, mit diesen fremden Welten Schritt zu halten. Es verwirrte mich. Ich richtete meinen Blick auf die Menschen, die mich umgaben, noch bevor ich ihn auf mich warf. Es dauerte eine Weile, bis ich verinnerlichte, dass ich in der einen Blase Teil der gesellschaftlichen Mehrheit war und in der anderen Blase eine rumänische Minderheit innerhalb der deutschen Mehrheit darstellte. Nicht dass ich diesen komplexen Gedanken damals bewusst und klar nachvollzogen hätte, aber ich merkte schon, dass mir Vieles um so viel schwerer fiel als meinen zahlreichen deutschen Freunden. Eine Minderheit zu sein ist anstrengend. Ich kämpfe bis heute mit „DER-DIE-DAS“ Schwierigkeiten, den Dativ beherrsche ich nur mäßig und die richtige Anwendung manch einer Präposition verlangt mir bis heute intensives und scharfes Nachgrübeln ab. Doch mittlerweile denke ich, dass es darauf nicht ankommt. Mittlerweile weiß ich: Es gibt mehr durch das Deutsche zu gewinnen, als die korrekte Nutzung einer vermaledeiten Endung.

Doch was ist das genau?

Manchmal denke ich, dass die Lenauschule das beste Gewächshaus war, um Nachdenklichkeit aber manchmal auch Minderwertigkeitskomplexe zu züchten. Einer unglaublichen Vielfalt an Biographien und Lebensentwürfen stand auch ein Wettlauf der Eitelkeiten gegenüber. Wer Verwandte in Deutschland hatte, zeigte es gerne, wessen Eltern Beziehungen und „pile“ hatten – meine gehörten als Künstler und Professorin mit Sicherheit dazu – nutzten sie gelegentlich aus. Im Vergleich zum heutigen Markenfetischismus und Schaulauf der Statussymbole waren unsere Angebereien allerdings bloß Kinderkram.

Gleichzeitig war aber „das Lenau“ auch der beste Nährboden, um Verständnis für die Anderen und für ihre (aber auch für die eigene) Andersartigkeit zu entwickeln. Dass dies einigermaßen gelang, verdanke ich persönlich sicherlich auch einer Frau Eichert oder einer Frau Nathalie Krauser, die damals noch Genossin Eichert und Genossin Krauser oder kurz, „die Genossin“ – oder noch kürzer - „die Geno“ waren. Und auch später halfen eine Frau Kajtar, ein Herr Pfaff und eine Frau Zill, dass ich als verängstigter, eingeschüchterter und etwas langsamer (und, zugegeben, fauler) Rumäne nicht vollends die Peilung verlor und unterging.

Es folgten merkwürdige Jahre, in denen Freunde und Kollegen ihre Abschiedsfeste feierten, bevor sie nach Deutschland, in die USA, nach Australien oder nach Israel ausreisten. Der Hauch von Melancholie, von Aufbruch und von Trennung wehte ständig auf den Fluren der Schule. Man wusste nie, wer als nächster hinter dem Eisernen Vorhang verschwinden würde. Und damals hatte dieser Schritt immer etwas Endgültiges. Es war wie ein bisschen tot sein. Um die Zurückgebliebenen wurde es allmählich einsam.

In dieser Zeit kam es auch, wie es kommen musste: ich verliebte mich, und zwar in eine Deutsche. Tina lernte ich mit 17 auf dem Weg zur Schule kennen. Unsere Wege kreuzten sich jeden Tag für einige Sekunden. Daraus wurden Minuten, Stunden, Jahre und Jahrzehnte. Durch sie wurde Deutsch zur herzerreißenden Sprache der Liebe. Sie ist es bis heute geblieben. Damals wusste ich nicht, dass ihre Familie seit Jahren auf ihre Auswanderung wartete. Und so wurde ich Zeuge, wie zunächst einmal die kleinen Formulare kamen, und dann die großen. Und dann ging sie ebenfalls fort. Langsam aber sicher und ohne es zu wollen, wuchsen ich und meine Landsleute zur Mehrheit in dieser kleinen Welt der Lenauschule. Die Luft war aus der Blase entwichen.

Was mir allerdings keiner mehr nehmen konnte, war die Sprache. Die Sprache meiner Freunde, die Sprache meiner Jugend, die Sprache meiner zukünftigen Frau: Ich hielt an der deutschen Sprache fest - diesmal aus freien Stücken und nicht, weil die Eltern es so wollten. Deutsch befähigte mich auch, eigene Entscheidungen zu treffen. Statt weiterhin den von meinen Eltern angedachten Pfad zum Medizinstudium zu folgen, entschied ich mich, Germanistik und Anglistik zu studieren.

Richard von Weizsäcker und Helmut Schmidt, deren großartigen Reden ich heimlich im Radio DEUTSCHE WELLE lauschte, verdanke ich ein gewisses Gespür für die Wirkungsmöglichkeiten der deutschen Sprache. Und auch die Schriftsteller Stefan Zweig und Walter Benjamin, beide jüdischen Glaubens, also Repräsentanten einer bedrohten Minderheit im deutschen Umfeld, prägten mich später nachhaltig. Ich lese aus ihren Werken etwas heraus, das mich auf eine seltsame Art und Weise berührt und an die Zeiten in der Lenauschule erinnert: Es sind deren grundsollide, zutiefst europäische Überzeugungen und deren Glaube an Toleranz und an eine allumfassende Humanität, die in mir die Erinnerung an MEINE Lenauschulzeit nachklingen lässt. Wenn ich ihre Hoffnung am Anfang des 20. Jahrhunderts auf ein Europa des Friedens und ihren festen Glauben an die Rettung durch Bildung und Kultur nachlese, so habe ich immer ein kleines „Aha“- Erlebnis, als ob ich wüsste, was sie meinten. So etwas Ähnliches haben wir doch im Kleinen, in der Lenauschule praktiziert! Und auch wenn das grausame 20. Jahrhundert sie Lügen strafen sollte, und sowohl Zweig als auch Benjamin den Freitod wählten - ist das ein Grund, nicht mehr an diese Ideale zu glauben?

Mag sein, das ich jugendliche Erfahrungen im Nachhinein etwas verkläre, doch was ist schlimm daran? Mir sind die melancholischen und von einem tiefen Glauben an Humanismus beseelten Werke eines Stefan Zweig oder eines Walter Benjamin vertraut und lieb, eben weil ich Ähnliches erleben durfte. Die Lenaschule war für mich als Jugendlicher – ich rede immer nur für mich! - , der noch nicht viel von den Umtrieben und Qualen der Erwachsenen in einer aus den Fugen geratenen Welt mitbekam, eine Luftblase in erstickenden Zeiten und eine Lektion in Toleranz. Die deutsche Sprache wurde für mich die Hoffnung auf Rettung durch Kultur - und die Brücke zu meiner Frau.

Seit 1990 leben Tina und ich in der Nähe von Frankfurt am Main, der Heimatstadt von Goethe und von Heinrich Hoffman. Struwwelpeter hat auch meine Kinder geprägt, wenn auch hoffentlich nicht traumatisiert - wie einst mich.

Meine Frau teilt nun mit mir das Schicksal eines ESCU. Doch sie, die Banater Schwäbin, hat es erneut tausendmal schwerer als ich, denn sie lebt nun endlich in der Heimat ihrer Vorfahren und ist dennoch eine Gebrandmarkte, eine falsche Fremde in ihrem eigenen Land. Ich bin noch immer ein Rumäne unter Deutschen und darin habe ich Übung. Sie hingegen ist zum zweiten Mal Teil einer Minderheit.

Ich weiß, dass dieses Gerede um ethnische Zugehörigkeit und Nationalitäten, um Minderheiten und Mehrheiten längst passé ist. In Zeiten der Europäischen Integration, des Euros und des NATO-Bündnisses, ist es augenscheinlich nur eine Randnotiz im Alltag. Doch so einfach ist es nicht!

Vor zwei Wochen saßen meine Frau und ich zusammen mit unseren Freunden, einigen davon mit Migrationshintergrund - Banater Schwaben, Griechen, Deutsche und Rumänen - bei einem gemütlichen Glas Wein. Wir redeten über die Eurokrise und den vermeintlich baldigen Kollaps der europäischen Idee. Es wurden schwere Geschütze aufgeföhren. Der Rechtsruck in Dänemark, Frankreich und den Niederlanden würde nur ein Signal für den deutschen Rechtsruck darstellen. Die mangelnde Integrationsfähigkeit der Ausländer und deren angeblich „aggressive“ Unangepastheit wurden kurzerhand als Zeichen des sozialen Zerfalls in Deutschland diagnostiziert. Die Flüchtlingshorden aus Nordafrika seien wahrlich bedrohlich. Das Aussetzen des Schengen-Abkommens wurde gutgeheißen. Mit Türken, die einem erklären, dass Schweinefleisch nicht essbar sei, rede man nicht mehr. Mit dem unangepassten „Moslempack“ gäbe es eh keine gemeinsamen Nenner und sowieso nur eine Richtung: „Raus aus diesem Land“. Und mit dem Euro verhalte es sich ähnlich. Für die Deutschen gäbe es in dieser Hinsicht auch nur eine Richtung: Raus aus dem Euro. Die Stirn legte sich in Sorgenfalten, die Halsschlagadern platzten beinah und die Gesichter wurden rot vor Leidenschaft. Auf die Frage, ob es keine intelligentere Alternative zu „Raus hier“ gäbe, folgte ein knappes und hartes „Nein“ „Nu“, „Oxi“. Sie gaben mich beschwichtigend als Beispiel für gelungene Integration an, als einen, der die deutsche Leitkultur akzeptiert und die Sprache gelernt habe. So müssten es alle tun. Gut gemacht „Escu“! Ich hingegen fühlte mich schäbig instrumentalisiert. Sollten ich und meine Deutschkenntnisse als Maßstab für den Umgang mit anderen Fremden gelten? Es wäre zu einfach. Weder glaube ich an die Idee einer Leitkultur, noch habe ich jemals meine Wurzeln und meine Muttersprache vergessen. Assimilation, so wie sie angedeutet wurde, ist nicht mein Ding.

Ich hege nämlich großes Vertrauen, dass Deutsche heute durchaus in der Lage sind, intelligentere Lösungen für die Probleme ihrer Gesellschaft zu finden als in dieser Runde vorgetragen. Solche Diskussionen führen in der Regel zu nichts. Ich versuche, die Positionen meiner Gesprächspartner zu verstehen, ich deute sie als ein Zeichen ihrer Verlustängste. Ich weiß auch, sie sind eigentlich von den besten Absichten beseelt. Doch ihre Schlussfolgerungen stimmen mich traurig. In solchen Momenten versuche ich der Leidenschaft und Radikalität der Positionen zu entgehen, indem ich mir einen Gegenentwurf in Erinnerung rufe:

Ich denke daran, wie ich mit meinem Freund Zsolt die Eidechsen vom „Bastion“, jenem Temeswarer Bollwerk gegen die Türken aus dem 18. Jahrhundert, einfing, wie die ungarische Sportlehrerin Frau Nagy mir und meinem jüdischen Freund das Schifahren beibrachte, wie ich als ‚Minderheitenrumäne‘ herzlich in den deutschen Familien meiner Freunde empfangen wurde, in ihren Stuben übernachtete, die Himbeeren in ihren Gärten pflücken und staunend den Rhabarber entdecken durfte. Um nichts in der Welt würde ich die Erfahrung, Teil einer „Minderheit“ gewesen zu sein, vermissen! Sie sensibilisiert ungemein. Sie schärft den Blick für die großen Zusammenhänge und bringt einem Demut bei.

Zugegeben: Ich hatte das Glück einer toleranten, freundlich gesinnten deutschen ‚Mehrheit‘ gegenüber zu treten. Dieses Glück hatten viele Deutsche in Rumänien über Jahrzehnte nicht. Umso höher rechne ich ihnen ihre Geduld und Toleranz mir gegenüber an. Und dieses Glück wünsche ich noch Vielen!

An jenen Tag in September 1972, als meine Eltern, mich und meine Schwester im Lenalyzeum anmeldeten, ahnten sie nicht, dass sie mir das mächtigste Werkzeug für das Leben und gleichzeitig die Schere für meine Abnabelung an die Hand geben würden: die deutsche Sprache. Ich bin mir nicht sicher, ob sie es später nicht ein bisschen bereuten.

Die deutsche Sprache verunsicherte mich anfangs und zwang mich, mich zu hinterfragen. Sie diente als Kommunikationsvehikel für echte Freundschaften. Sie ermöglichte die Begegnung mit der Liebe meines Lebens. Sie ist nun die Muttersprache meiner Kinder, sie ankerte mich in der bundesdeutschen Realität fest, ermöglichte mir einen Beruf im deutschen Fernsehen, war rettende Vermittlerin im Kampf gegen meinen Krebs durch deutsche Kliniken. Sie zwang mir eine andere Disziplin auf, änderte auch meine Art, meine Gedanken zu organisieren und sie zu formulieren. Und sie ermöglichte mir die Kommunikation mit Menschen unterschiedlicher Nationalitäten und Konfessionen.

Wenn man einmal erfahren hat, wie ein solches Zusammenleben möglich ist, dann ist man fürs Leben gezeichnet. In diesem Sinne habe ich die Lenauschule, so wie ich - und ich kann hier wirklich nur in meinem Namen reden - sie erlebt habe, niemals verlassen.